

Besuch einiger zoologischen Gärten und Aquarien im Juli 1876.

Von dem Herausgeber.

Berlin. Unser erster Ausgang in Berlin galt dem Zoologischen Garten, der seit seinem Wiederaufleben unter der Direction von Bodinus unter den deutschen Instituten unzweifelhaft den ersten Rang einnimmt und in dem Reichthum seiner Thierwelt mit den ersten des Auslandes wetteifert. Dem ausgedehnten Raum des Gartens, der es gestattet, seinen Bewohnern reichlichen Raum nicht nur zur Bewegung, sondern auch ruhige und passende Plätzchen zur Brut und Pflege der Jungen zu geben, ist es wohl in erster Linie zuzuschreiben, dass die Fortpflanzungsergebnisse so bedeutend geworden sind wie kaum in einem anderen zoologischen Garten. So hörten wir kürzlich von dem Brüten des männlichen Emu (*Dromaius Novae Hollandiae*) (siehe Seite 214 dieses Jahrg.) auf 11 Eiern. Davon sind 3 Junge aufgekommen, die bei unserer Anwesenheit unter der Führung des sorgsamem Vaters — die Mutter kümmert sich nicht um dieselben — in ihrem Parke umherwandern, grosse Fresslust zeigen und durch ihre graue Färbung mit weisslichen Längsstreifen sich wesentlich von ihren Eltern unterscheiden. Neben ihnen, hinter dem Holzhäuschen auf leichtbeschattetem Boden und so den Blicken der Menschen entzogen, brütet auch der amerikanische Strauss (*Rhea americana*). Auch hier ist es das männliche Thier, das die langweilige Arbeit des Bebrütens übernommen hat, geduldig über den Eiern in der Erdgrube sitzt und sich nicht regt, als wir durch sein Häuschen vorsichtig nahe an es herantreten.

Die Talegalla (*Talegalla Lathamii*) haben einen stillen geräumigen Waldpark zur Verfügung und hier zeigen auch sie sich eifrig in ihrem merkwürdigen Brutgeschäft. In der Ecke des Raumes hat der Hahn einen 5 Fuss hohen Haufen von Erde, abgefallenem Holz, Blättern u. s. w. zusammengescharrt und in ihn hat dann die Henne mehrere Eier in längeren Zwischenräumen nach einander eingegraben, jedesmal an einer anderen Stelle, so dass die Eier sich nicht berühren. Die Wärme, die durch Gährung und Verwesung der Pflanzentheile in dem Haufen entsteht, bringt die verhältnissmässig grossen Eier, welche mitunter an 2 Fuss tief versenkt sind, zum Ausschlüpfen, und so kamen an den Tagen, während wir in dem Garten waren, zwei Küchlein aus. Es ist erstaunlich, in welcher Reife dieselben die Eier verlassen und mit welcher Selbständigkeit sie die Welt betreten. Die Thierchen, doppelt so gross mindestens wie ein junges Huhn, sind nicht mit Dunen, sondern mit dunkelbraunen Federn gleichmässig bedeckt, wühlen sich ohne Beihülfe der Alten aus der Erde und gehen, ohne diese zu beachten oder von ihnen beachtet zu werden, ganz ihren eigenen Weg, wissen also auch ohne Anleitung ihre Nahrung zu finden. Dabei besitzen sie einen so hohen Grad von Unruhe und Wanderlust, dass schon mehrmals Junge, deren Ausschlüpfen nicht bemerkt worden war, über die Einfriedigung ihres Parkes hinaus in den Berliner Thiergarten entwischten und verloren gingen. — Auch in den alten Volières unter den kleinen Vögeln ist trotz des engen Raumes manches schöne Zuchtergebnis erreicht worden. Neben dem Vielen, was theilweise auch anderswo erreicht wurde, erwähnen wir nur das höchst merkwürdige Nisten zweier ganz ver-

schiedenartiger Vögel, des männlichen afrikanischen Nimmersatt (*Tantalus Ibis*) mit einem weiblichen wellhalsigen Storche (*Ciconia leucocephala*). Mitten in dem belebten Vogelhause, wo Webervögel ihre reizenden Nester aus Agavefasern flechten, wo neben gewöhnlichen Schreibern und Sängern auch grosse Seltenheiten wie z. B. die beiden Paradiesvögel (*Paradisaea apoda* und *P. papuana*) die Aufmerksamkeit auf sich lenken, haben die beiden Thiere sich auf einem Aste, 8 Fuss hoch über dem Boden, ein Reiserest gebaut, 3 Eier hineingelegt und sind nun fleissig am Brüten. Eben als wir den Raum neben dem Neste, das nahe an das trennende Gitter gebaut ist, betreten, geht der Nimmersatt zu dem Neste, berührt mit geöffnetem Schnabel den Kopf des brütenden Weibchens sowie das Nest, und der Storch steht behutsam auf, um sich von dem Tantalus ablösen zu lassen. Diesen Moment benutzen wir, um von einem herbeigeholten Tritte aus die Eier zu betrachten. Sie sind von eigenthümlichem gelblichen Colorit mit bläulichem Anfluge und grösseren hellen Flecken. Ob aber dieser merkwürdige Versuch wirklich zu Nachkommen führen wird, hat sich inzwischen wohl entschieden und wird uns von unserem Correspondenten berichtet werden. — An einem anderen Theile des Gartens sahen wir eine nachahmungswerthe Einrichtung, einen stillen, mit wenig hohen Bäumen; mit Graswuchs und Wasser versehenen Hof zur Brut von Schwimm- und Hühnervögeln. Den jungen Thieren, die in grosser Zahl, zum Theil unter der Führung ihrer Brüterinnen, hier umherliefen, war eine sorgsame Pflegerin in der Person einer ältlichen Frau beigegeben, die mit Sorgsamkeit sich nur der Beaufsichtigung und Fütterung ihrer Schützlinge hingab.

Auch an Säugethieren hat der Garten in diesem Jahre wieder erfreuliche Zuchtergebnisse aufzuweisen, und besonders dankbar erwiesen sich auch hier die Wiederkäuer, Rinder, Antilopen, Lamas, Gamsen u. s. w., von welcher letzteren ein Junges scheu in der Streu des Giraffenstalles umherging. Doch auch die Raubthiere dankten die ihnen erwiesene Pflege durch Geschenke an Jungen, wie u. A. am 2. Juli 3 Puma (*Felis concolor*) geboren wurden.

Ich verzichte heute darauf, eine Aufzählung der Reichthümer des Gartens zu geben und hebe schliesslich nur das fast überreich ausgestattete Haus für Dickhäuter hervor, wo afrikanischer und indischer Elephant, 1 Pärchen des indischen Nashorns (*Rhinoceros indicus unicornis*), ein äusserst scheues zweihörniges (*Rh. bicornis*) und ein javanisches Rhinoceros (*Rh. javanicus*) sich präsentiren, ein junges hoffnungsvolles Nilpferd seine Schwimmkünste zeigt und neben einem amerikanischen Tapir (*Tapirus americanus*) ein schönes Paar des indischen Tapirs (*T. indicus*) durch gesundes Aussehen und muntere Bewegungen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das tägliche Bad, das den Thieren auch im Winter in geheiztem Hause gewährt werden kann, mag zu diesen guten Erfolgen wesentlich beitragen.

In dem Berliner Aquarium sind wir auf Morgens 9^{1/2} Uhr zu einer Extravorstellung eingeladen, denn der vor wenigen Tagen angekommene und dem Aquarium für 20,000 Mark überlassene Gorilla soll sich in grosser Affengesellschaft uns vorstellen. Da wir früher in dem Locale eintreffen, haben wir Gelegenheit die übrigen Bewohner desselben kennen zu lernen, und auch hier sind wir über den Reichthum an Formen, freilich ganz anderen als wir sie im zool. Garten trafen, überrascht. Wer hat wohl einmal 14 Brillenschlangen

(*Naja tripudians*) beisammen gesehen? Die glänzend braunen, im Grundton der Farbe sowie in der Zeichnung sehr von einander abweichenden Thiere werden von einem Wärter mit einer Stange von oben herab gereizt und nun erheben sie den Vorderkörper, blähen den Hals zu einer breiten Vollmondscheibe auf und beißen blitzschnell nach der Stange und auf einander los, so dass die eine öfters die andere eine Zeit lang am Kopf festhält, bis sie die krampfhaft verbissenen Kiefer wieder auseinandergebracht hat. In anderen Behältern fesseln uns auffallende Formen seltener oder niegesehener Reptilien, wie die 4 Fuss lange Eidechse aus Indien (*Hydrosaurus salvator*), die ihre lange gespaltene Zunge wie eine Schlange häufig gebraucht, die sämtlichen Arten der Klapperschlange, mehrere Boa-Species, worunter eine prächtige *Boa murina*, 3 Meter grosse Alligatoren und vieles Andere.

Bei der Betrachtung der Behälter mit Seethieren werden wir endlich von einem Vorurtheile befreit, das uns bis dahin noch nicht verlassen hatte, dass nämlich auch künstliches Seewasser, wie es von dem jetzigen Director des Aquariums für dasselbe hergestellt wird, den Thieren in solchem Maasse zusagend sein kann, dass dieselben sich nicht nur Jahre lang munter erhalten sondern sich auch fortpflanzen, wie die zahlreichen von den Katzenhaien (*Scyllium catulus*) hier abgelegten Eier beweisen. Dieselben sind an ihren elastischen Endschnüren so aufgehängt worden, dass die Beschauer dieselben nicht nur gut betrachten, sondern in denselben auch die rhythmischen Athembewegungen des Embryo, der monatelang zu seiner Reife braucht, sehen können. Dass Eier auf allen Stufen der Entwicklung hier neben einander aufgehängt und mehrfach schon zum Ausschlüpfen gebracht sind, ist sicher ein vollgültiger Beweis für die Güte des von Herrn Dr. Hermes construirten Seewassers.

Doch da kommt dieser selbst und führt uns zu einer Affengesellschaft, wie sie Europa bis jetzt noch nicht lebend zusammen gesehen hat, denn das Berliner Aquarium besitzt im Augenblicke nicht weniger als 5 anthropomorphe Affen, 1 Gorilla, 2 Orang-Utan und 2 Chimpanse. Einer davon freilich, ein kleiner Orang, war so krank, dass er separat in einem Krankenzimmer gehalten werden musste und wenig Aussicht auf seine Erhaltung bleibt. Dagegen ist der andere weibliche Orang ein wahres Prachtexemplar, 4 Jahre alt und fast 3 Fuss hoch. Er strotzt von Gesundheit, hat eine völlig glatte Haut, eine breite Specklage unter dem Halse und besitzt eine solche Muskelkraft, dass er seinen Wärter, der zu ihm in den Käfig geht, fast zusammenreisst und dass dieser nur schliesslich nach Ueberlassung einer Orange freigegeben wird. Neben ihm wohnen die beiden Chimpanse, von denen der grössere, dem der Name »Tschego« beigelegt worden ist, sich in Farbe und Kopfbildung nicht von den bisher in Europa gesehenen unterscheidet, während der kleinere, der von Herrn Dr. Falkenstein in Gesellschaft des Gorilla mit nach Europa gebracht wurde, ein wesentlich anderes Aussehen hat. Die Ohren sind auffallend klein und anliegend, die Haut ist durchgehends hell kastanienbraun, und es scheint demnach, als ob die Chimpanse ziemlich Abänderungen unterworfen seien, was für die Entscheidung der Frage nach der Gattung der verstorbenen Dresdener Mafuka von einiger Bedeutung ist. Die beiden Chimpanse halten mit dem grossen Orang gute Nachbarschaft, denn dieser reicht, soweit es seine plumpen Finger erlauben, durch das enge Gitter und zaust und streichelt die

Chimpanzen, die darüber grosse Freude empfinden und lebhaft mit der dargebotenen braunen Hand sich beschäftigen.

Tschego wird jetzt in den grossen Raum gegenüber gebracht, in dem eine Anzahl verschiedener Affen, Makaken, Meerkatzen und kleine Paviane, haust, und nun wird auch der Gorilla aus der Wohnung des Dr. Hermes, wo er noch vorläufig lebte, herunter gebracht zu der Gesellschaft. Das munterste Spiel beginnt und über eine Stunde sehen wir demselben mit Interesse zu. Der Gorilla, über welchen inzwischen Dr. Falkenstein, dessen aufopfernder Hingebung es vor Allem zu verdanken ist, dass das Thier so gesund die lange Reise überstanden, in der Gartenlaube (1876, Seite 556) einen Bericht mit beigefügten Abbildungen von der Hand Leutemann's gegeben, hat eine Länge von 69 Cm., ein Gewicht von 31 Pfund, und sieht bei dieser Grösse viel derber und plumper aus als die mit ihm gleichgrossen Chimpanzen. Dass er einen kleinen Hängebauch besitzt, wie dies Leutemann auch auf mehreren Figuren seiner Tafeln darstellt, mag nur zufällig sein; auffallend stark sind aber die Arme und Beine des Thieres nebst den 4 Händen und fast möchte man von entwickelten Waden sprechen. Dass die Hinterextremität, obgleich mit starken Daumen versehen, doch schon mehr dem menschlichen Fusse entspricht, geht daraus hervor, dass M'pungu bei dem Gehen und Stehen die Zehen ausgestreckt lässt und nicht wie Orang und Chimpanse einschlägt. Die Haut des Gorilla ist gleichmässig schwarz, das dicke aber kurze Haar ebenfalls, nur mit einem bläulichen glänzenden Schimmer wie etwa ein Maulwurfsfell. Der Schädel ist schön rund und erscheint nicht vom Halse abgesetzt, weil eine dicke Specklage im Nacken die Vertiefung ausgleicht. Das Gesicht ist trotz der Jugend bereits sehr prognath, die Mundpartie also stark entwickelt. Die grossen schwarzen Augen wären entschieden schön zu nennen, wenn sie nicht einen matten Glanz und etwas gläsernen Ausdruck besässen. Der herzförmige Wulst um die Nasenlöcher tritt auffallend hervor und unterscheidet unser Thier vom Orang und Chimpanse; die Ohren sind klein, rund und anliegend.

Die Bewegungen M'pungu's sind die eines täppischen, schwerfälligen Bauernjungen, der noch nicht das rechte Augenmaass für seine Umgebung hat und über seine eigenen Füsse stolpert. Zwar ist er eifrig bestrebt, es Tschego, dem Chimpanzen, der schneller ist und besser klettert als er, gleichzuthun, aber nicht selten überschlägt er sich dabei. Wird ihm von seinem Genossen eines ausgewischt, dann gelingt es ihm auch nur selten, diesen einzuholen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ein Streit, der zwischen einem Paviane und einem Makaken ausgebrochen ist und längere Zeit andauert, stört weniger den Gorilla als den Chimpanzen, der mit spitzen Lippen ein lautes Hu Hu ausstösst und den Pavian mit Ohrfeigen endlich zur Ruhe bringt. Wenn M'pungu in seiner Freude an einer umgekehrten Blechschüssel, die in dem Käfige lag, vorüber kam, dann konnte er es nicht unterlassen, im Vorübergehen einigemal mit den Fäusten darauf zu trommeln. Steigerte sich aber sein Vergnügen auf das höchste Maass, dann stellte er sich wohl auch frei aufrecht und klatschte laut zwei oder dreimal in die Hände, um dann sogleich auf allen Vieren wieder davon zu eilen! Wegen dieser auffallenden und menschenähnlichen Gemüthsäusserung befragten wir den anwesenden Dr. Falkenstein, ob er oder irgend Jemand den Gorilla dieses gelehrt habe. Er versicherte, dass weder er noch sonst Jemand in seiner Umgebung dies gethan,

dass vielmehr das ganz jung in die Gefangenschaft gekommene Thier diese Gewohnheit mitgebracht habe und dass diese — da auch die Neger niemals in die Lage gekommen seien in die Hände zu klatschen — deshalb wohl eine Arteigenthümlichkeit, also eine vererbte Gewohnheit sein müsse. (Forts. folgt.)

Correspondenzen.

Aus Dr. Brehm's Tagebuch.

Altai Staniza, den 12. Juni 1876.

Durch Herrn Jachloff, einen mit Thierkunde sich beschäftigenden und nicht gänzlich unerfahrenen Mann, erhielt ich Mittheilungen über wilde Kamele, von denen ich schon früher gehört hatte. Diese Mittheilungen stammen aus dem Munde eines Targauten, welcher als guter Jäger gilt und enthalten Folgendes:

Das wilde Kamel hat zwei Höcker wie das Trampelthier; seine Grösse ist ungefähr dieselbe; doch ist es schlanker gebaut und dennoch kürzer als letzteres. (Demnach muss es im Gegentheil gedrungenener gebaut sein.) Das Haar ist dünn und kurz, die Färbung dunkelbraun, d. h. dunkler als beim zahmen; die Hufnägel sehr spitzig, die Nase in der Mitte gespalten, die Färbung der Lippen heller als die des übrigen Leibes. Das Thier lebt etwa 250 Werst südöstlich vom Grenzposten Saisan im Gebiete Kanabo (das Wort bedeutet »blutiger Hügel«,) und in der Umgegend dieses Gebietes; die Gegend ist sandig und grösstentheils mit stacheligen Bäumen, Saksaur genannt, und ebenfalls dornigem Gesträuch, Tschingin geheissen, bewachsen; letztere finden sich namentlich an den tieferen, wasserreichen Stellen. Der Saksaur bildet einen dicken Stamm mit weit sich verzweigenden Aesten, und sein Holz ist ungemein brüchig. Ausserdem wächst auf den tieferen Stellen ein der Silberpappel oder Espe sehr ähnlicher Baum. Alle diese Bäume und die vorhandenen Gesträuche dienen den wilden Kamelen zur Nahrung. Diese leben ganz frei und sind sehr wild und scheu. Sie begatten sich zu derselben Zeit wie die zahmen und bringen auch zu derselben Zeit Junge. Die Kirgisen und Targauten, welche in jener Gegend wohnen, machen Jagd auf das Thier; denn das Fleisch wird gegessen, die Haut gegerbt und auch die Wolle oder aber das ganze Fell benutzt. Dieselbe Gegend wird auch vom Kulan bewohnt, und zwar tritt dieser sehr häufig auf. Aber auch eine zweite Art von Wildpferden, Surtake genannt, kommt dort vor: sie ist hellgelb von Farbe, hat viele lichte Stellen und einen kürzeren Schweif als der Kulan (ist der Kiang.) *)

Zur Bestätigung des Mitgetheilten wurde der Kirgise Mirschaffs Aldiaroff, welcher gerade in Saisan anwesend war, herbei gerufen und von mir weiter befragt. Das Ergebniss dieser Verhandlungen war folgendes. Eine Sage der

*) So in wörtlicher Uebersetzung die von Herrn Jachloff niedergeschriebenen Nachrichten.